

## Aktenstück N. 3. 305

Skizze von Erna Preiß

„Fort — awah. Das ist peinlich.“ Mr. Archibald Douglas hätte gern „goddam“ gesagt. Doch daran hinderte ihn seine gute englische Erziehung. Er stand auf der Landungsbrücke des Hafens von Haifa und sah dem blickend-weißen „Kormoran“ nach, der begleitet von kleinen, lauen Wellen, in das offene Mitteländische Meer steuerte. Die Sonne brannte qualvoll heiß. Es war Mittag. Mr. Douglas, trotz weißem Tropenhelm und Anzug, fand es unerträglich. Ging ins Hotel zurück, trank an der Bar zwei eisgekühlte Cocktails, knackte bitterböse ein paar Salzmandeln, suchte sein Zimmer auf, warf sich der Länge lang über eine Kokosmatte, grübelte, schlummerte schließlich ein. Als er erwachte, war es Nachmittag. Mr. Archibald Douglas strich sich das Haar aus der Stirn. Er war allein. Niemand beobachtete ihn. Jetzt sagte er: „Goddam“. Und nochmals, herzhaft: „Goddam“.

Dennoch — das Klagen hatte keinen Zweck. Er setzte sich an den Schreibtisch, entwarf ein Telegramm. Ueberlegte genau den Text. Das ihn, bevor er die Worte in chiffrierte Schrift übertrug, sorgfältig durch. Er lautete: „Gruppe M. Zuborgelommen stop Bevollmächtigter heute abgereist stop mit Vertrag stop war unmöglich Bedingungen zu erfahren stop erwarte Dispositionen. Doug.“

Es saß der Herr des größten englischen Erdöl-Konzerns, Sir Henry Deterding, in seinem Londoner Büro und las mit leichtem Winkeln der schmal-zusammengeknickten Augen jenes Telegramm, das ihm dechiffriert vorgelegt worden war. Während stand er auf, starr, gerade, ungebeugt, vom Alter, dicht das weiße Haar, rief durch ein Lichtsignal den Generaldirektor zu sich. Als dieser eintrat, hatte Sir Henry seine Haltung schon wiedergefunden. Machte hinter dem Schreibtisch noch immer den Eindruck von unerschütterlicher Monumentalität.

„Doug hat Dummheiten gemacht. Die „Royal Dutch“ hat uns Palästina vor der Nase weggeschmippt. Gyp, der Generaldirektor, schüttelte den Kopf. „Ist mir unverständlich. Wie war das möglich? Doug besaß alle Vollmachten. Sein Pfund-Konto zur Bestechung der Scheiks war unbegrenzt. Außerdem hatte er hundert Kisten schottischen Whisky mit. Genug, um sämtliche Araber betrunken zu machen.“

Sir Henry hatte sich lauern vorgebeugt. Sah Gyp ins Gesicht. Lachte böse. „Sie sind ein Esel, Gyp. Einmal waren Sie ganz brauchbar. Das ist schon eine Weile her. Whisky und englische Pfunde gemigen nicht. Heute nicht mehr.“ — „Die Scheiks haben beides bisher sehr gern genommen.“ — „Weshalb auch nicht. Unser Whisky ist gut. Besser als das Pfund. Er bleibt sich immer gleich. Als ich jung war, Gyp, trank ich ihn gern. Dann

merkte ich, daß es besser ist, selbst nüchtern zu bleiben, und die anderen trunken zu machen.“ Der Del-Magnat lachte wieder, das kleine böse Lachen. Lehnte sich zurück, steinern. Schwieg. Sagte dann leise: „Gyp, ich weiß es bereits, wie es den Amerikanern gelungen ist, die Oel-Zertifikate für Palästina zu erwerben. Doug weiß es noch nicht. Trotzdem der Bevollmächtigte der „Royal Dutch“ sein Zimmernachbar im Hotel von Haifa war.“

Generaldirektor Gyp atmete schwer vor Neugierde. „Was haben die Pankees gemacht?“ Sir Henry lächelte entspannt. „Lieber Gyp, nichts Besonderes. Wir hätten dasselbe tun können. Sie haben den Scheiks W a f f e n versprochen.“ Gyp starrte bestürzt drein. Sir Henry Deterding sah geraden Blicks zum Fenster hinaus. Dann: „Waffen und Munition sind das Kostbarste, was es heute für die Menschheit gibt.“

Weiter, nüchtern, ohne Erregung: „Wir müssen den Vertrag der Pankees haben. Vielleicht, daß es uns dann noch gelingt, sie aus dem Feld zu schlagen.“ Mit gelangweilter Miene: „Was sind schon Verträge? Regen Papier. Liefern wir b e s s e r e Waffen, kriegen wir d o c h die Oel-Quellen.“ — „Natürlich“, Gyp war begeistert — noch immer wachte er keinen, der den Alten an Schlaueit übertraf — „Doug muß sofort den Amerikanern nachfahren. Das wenigstens wird er ja in Erfahrung bringen können, wohin sie zunächst mit dem Vertrag gereist sind.“ — Sir Henry, kurz: „Auch das weiß ich bereits. Sie werden in drei Tagen eintreffen, Paris, Ris.“ — „Wunderful“, Generaldirektor Gyp konnte mitunter begeistert sein wie ein kleiner Junge, „in Paris haben wir die Rogane. Mit ihrer Hilfe wird es Doug gelingen, in den Vertrag Einsicht zu nehmen.“

Sir Henry nickte. „Die Rogane ist tüchtig. Sehr tüchtig. Eine ausgezeichnete Person.“ — „Und klug...“ — „Und Hüften hat sie. Unbeschreibliche Hüften...“

Sir Henry machte eine Bewegung. Es bedeutete, daß die Unterredung mit Gyp zu Ende sei. Der Generaldirektor stand auf. Straff, rechte sich. „Ende gut, alles gut. Wir werden den Vertrag bekommen. Wir müssen ihn bekommen. Es geht um die Oel-Quellen eines Gebietes, das unter englischer Oberhoheit steht. Es geht um die Oel-Versorgung Groß-Britanniens im Falle eines Krieges. Es geht um die geheiligten Güter der Nation.“ — „Ach, wo, Gyp“, Sir Henry winkte ab, „lassen Sie doch die großen Worte. Wir sind ja unter uns. Es geht — um den Profit!“

Die Prinzessin Rogane lag auf dem Divan ihres Zimmers im Ris-Hotel, das sie auf ein gefabeltes Telegramm von Mr. Archibald Douglas hin vor zwei Tagen bezogen hatte. Die Prinzessin war das Umherreisen von Land zu

Land, von Stadt zu Stadt, von einem mondänen Kurort in den anderen, von einem Hotel ins andere, ja sogar von Bett zu Bett, bereits gewöhnt. Man sah es ihr schon ein wenig an. Nicht des Abends, wenn Schminke, Kosain, flammende Brillanten und sanfter Perlenglanz, dazu des Abenteurers Lustgefühl, sie stets aufs neue verjüngten und schön werden ließen. Schön wie einst, als es all dieser Hilfsmittel noch nicht bedurft hatte.

Die Prinzessin Rogane träumte. Sie hatte, was selten geschah, ein wenig Zeit. Nicht zu rechtgemacht, war ihre Haut sehr blaß, leicht gelblich, unter den Augen gab es tiefe schwere Ringe. Nur der Körper war noch immer vollkommen. Schmal und langgestreckt, Hüften, jene Hüften, von denen der greise Delmagnat noch heute schwärmte, Schenkel, Beine untadelig. Das Fleisch frisch und fest. Wie bei der achtzehnjährigen Rogane. Wie alt war sie heute? Niemand wußte es. Kaum sie selbst.

In der Hand hielt die Prinzessin eine opiumgetränkte englische Zigarette. Seit sie in den Diensten der „Gruppe D“ stand, seit England ihre zweite Heimat geworden war — damals, als sie vor den Bolschewiken floh — seit jener Zeit raucht sie nichts anderes mehr als die kleinen, süßlich-schmedenden, mit Opium getränkten Zigaretten Albions. Man kommt dabei auf sanfte, zärtliche Gedanken. Man vergißt das Leben, das man zur Zeit führt. Da ist die weite russische Steppe. Da steht das Gutshaus inmitten dunkler Wälder. Rogane ist ein Kind. Ein hübsches, wildes, ungebändigtes Mädchen, das den Vater begleitet auf Fuchsjagden und wilden Ritten. Dann Petersburg. Der erste Hofball. Handfuß bei der Zarin. Rogane tanzt mit einem jungen Offizier. Sie ist ein enfant terrible. „Fürst Njün, was haben Sie für schöne, dunkle Augen.“ Statt aller Antwort küßt er sie. Krieg. Njün schreibt. Wenn er zurückkommt, wird Hochzeit sein. Es ist niemals Hochzeit. Jemandem liegen die Leichenhegen Njüns, längst zu Staub geworden. Revolution? Ja, Revolution. Bei Nacht und Nebel flieht man. Nichts wird gerettet aus dem Chaos als das nackte Leben. Auf der Flucht stirbt die Mutter. Die fürstliche Mutter. Zwei Brüder werden von den Roten erschossen. Es ist niemand mehr übrig von der erlauchten Familie als Rogane. In Paris besucht man es mit Sprachunterricht. Ein kümmerliches Leben für eine schöne junge Frau. Dann Kellnerin, Variänzerin, in einem Cavendish auf dem Montmartre Begegnung mit Doug, Sir Henry Deterdings Manager auf dem Kontinent. Ein paar Nächte flüchtigen Rausches. Was für eine herrliche Geliebte ist diese Rogane. Wie erfahren sind ihre Hände. Der Mund, der noch viel mehr hält, als er verspricht. Solchen Mund, solche Hände — sie könnten der „Gruppe D“ die besten Dienste leisten. Erotik und Erdöl — so paradox es

Klingt — Archibald Douglas weiß dennoch, daß man das eine braucht, um damit das andere zu erhalten.

Nun geht es der Prinzessin Roxane nicht mehr schlecht. Sie braucht keinen Sprachunterricht mehr zu geben, keine Gäste zu animieren und zu bedienen. Sie braucht nur hier und da ein wenig listig zu sein, und wenn es sich nicht vermeiden läßt, mit diesem oder jenem zu schlafen. Im Bett sind die Männer nachgiebig. Auf den elfenbeinfarbenen Gliedern Roxanes vergessen sie alle Vorsicht, versuchen, der asiatischen Schönheit durch Wissen, Können und Erfolge zu imponieren. Brüsten sich gern mit den blutigen Geheimnissen vom Del. Die Prinzessin weiß, wie es zum Weltkrieg kam, zu dem wütenden Norden in Mexiko, zu den Kämpfen in der „Grünen Hölle“ am Gran Chaco. Alles nur des Oels, des „schwarzen Goldes“ wegen. Leidenschaft heuchelnd, hat sie Geständnisse gesolt aus dem Munde von Männern, die die Herren der Erde sind. Alle Vorsicht vergaßen sie, wenn Roxane lächelte. Wenn sie erlaubte, daß man sie nahm. Mächtig wurde durch sie die „Gruppe D“, die manchen Coup nach den Informationen Roxanes ausführte. Reich wurde auch die Prinzessin. Sie besaß jetzt ein Landhaus in Auenil, eine Villa in Nizza, ein Palais im Pariser Faubourg St. Germain. Eigentlich hätte sie sich bereits zur Ruhe setzen können. Aber das ging nicht so einfach. Man hatte nicht umsonst viele Jahre das Leben einer Abenteuerin großen Stils geführt. Nun sah es im Blut, Locke immer wieder. Bis zum letzten Atemzug. Bis — man verbraucht war. Endgültig verbraucht. Und keinen mehr entflammen konnte.

Das Telefon klingelte. Die Prinzessin fuhr erschreckt hoch. Griff zum Hörer. Es war Doug. Meldete, daß er soeben auf dem Flughafen von Le Bourget gelandet sei. Sie solle sich irgendwo mit ihm treffen. Nein, nicht im Klub. (Doug blieb gern im Dunkel.) „Wie war's mit dem „Petite Café“ hinter St. Lazare?“ — „Gut.“

Unauffällig gekleidet betrat die Prinzessin eine Stunde später das „Petite Café“, Stammlokal friedlich-harmloser Pariser Kleinbürger, die hier beim Apéritif aus Einzano und Kleingehackten Eiswürden ihre nachmittägliche Partie Billard spielten. Doug sah Roxane schon von weitem kommen. Kritisch musterte er sie. Die Gestalt — unverändert. Hineisend. Der Gang. Die schmalen, schwebenden Hüften. Aber das Gesicht. Nicht mehr lange, Roxane, nicht mehr lange.

Sie hörte ihm aufmerksam zu. Nicht. „Wie lange wirst du für die Geschichte brauchen? In ungefähr drei Tagen reisen die Dankes wieder ab. Der Hauptmanager von Gruppe A. ist diesmal Lesly Welcome. Er hat alle Verhandlungen mit den Arabern geführt. Er hat auch den Vertrag bei sich. Du mußt dich auf Welcome konzentrieren. Hörst du?“ Wieder nickte die Prinzessin. — „Heute ist Dienstag. Genügt Freitag abends?“ — „Ja. Ich wohne diesmal im Quartier Latin. Hotel „Square“. Schräg gegenüber von „Notre Dame“. Und merke es dir gut, nochmals. Das Aktienstück trägt das Zeichen: M. F. 305!“

Im Speisesaal des „Klub“ nahm Roxane am gleichen Abend absichts an einem kleinen Tisch Platz. In Haltung und Erscheinung die große Dame von Welt. Gekleidet dezent, stumpfe schwarze Seide, weich herabfließend bis zu den Füßen, eine Schur mattrosa Perlen — Geschenk des Nüstungsindustriellen Sir

# Die Verbannten

W. D. Semin.

Man hebt sie durch die ganze Welt, und überall fliehet deutsches Geld, und überall sind Helfer. Man fällt über sie den Spruch: „Sie sind nur bezimierter Bruch, sind Kenner ohne Zähler!“

Sie tauchen auf, bald hier, bald da, die Ferner nur, ist ihnen nah, ihr Heute ist — das Morgen. Sie fühlen sich so vogelfrei, als ob die Welt ein Käfig sei, in dem die Luft aus Sorgen.

Ihr Ziel ist fern. Sie selbst sind Ziel, sind in dem hochpolitischen Spiel die Stiche, die nicht zählen. Wer Freiheit sich zum Ziel gewählt, hat halt sein Leben heut' verfehlt, mag sich dem Tod vermählen.

Doch einmal, einmal kommt die Zeit, in der erblühen zur Wirklichkeit die Träume der Verbannten. Dann weiß die Welt nichts mehr von Not, nichts mehr von Kampf und „Seldentod“, nichts mehr von — Emigranten —.



Vasil Jaboroff und kostbare Erinnerung an eine schwache Stunde des Gewaltigen — um den noch immer untadeligen Hals. Das Haar trug die Prinzessin im griechischen Knoten — nie hatte sie sich entschließen können, diese Flut von der Farbe dunklen Kupfers abzuschneiden. An den langen schmalen Händen nur einen Ring: der Brillant, in Platin gefaßt, groß wie ein Taubenei.

Roxane ah wählertisch, nahm hie und da kleine Bissen Geflügels, trank roten Wein, am Glas nur nippend. Selten glitt ein kühler, flüchtiger Blick zu jenem Tisch, an dem die Vertreter der „Gruppe A.“ saßen: Lesly Welcome mit seinen beiden Sekretären. Er war ein Mann Anfang der Fünfziger, so schätzte die Prinzessin den Amerikaner. Groß, breitschultrig, das Haar interessant angegraut und eine Furchheit vordrängend, die nicht mehr ganz echt war. Roxane seufzte. Es würde kein besonderes Vergnügen werden. (Es war übrigens selten eins gewesen. Aufreibende Geschäfte verbrauchen die männliche Kraft.) Aber immer noch besser dieser Lesly Welcome als solch ein Bolschewik. Schaurig, Roxane schloß noch heute, von Entsetzen erfüllt, die Augen, wenn sie an jenen Sowjet-Kommissär dachte, der die Konzeptionen für Bakus Delquellen zu vergeben gehabt hatte. Gerade mit ihm zu schlafen, war ihr das Entsetzlichste gewesen. Und gerade bei ihm hatte es nichts, aber auch gar nichts gemüht. Wohl stammte der herrliche Jodelpelz im Kleiderschrank ihres Pariser Palais von ihm, doch die Konzeptionen hatte nicht Sir Deterding erhalten. Blamabel! Die Prinzessin prekte im Gedanken stets erbittert die Lippen zusammen.

Sie arbeitete nicht mit plumpen Kniffen, mit kleinen Mittelchen, armseligen Tricks. Sie hatte ihre eigene Methode. Wußte zu wirken, zum Erglücken zu bringen durch ein Lächeln, eine Bewegung des Arms, der Hüften. Wußte, daß ihr Gang berauschte, leichte Wiegung der Hand, die sich öffnete und wieder schloß, zufällig scheinbar und dennoch volle Absicht.

Spät in der Nacht war es. Noch immer sah Roxane mit Lesly Welcome in der Klub-Bar, plaudernd, scherzend und sehr behütam den Klirt ausspinnend bis zur letzten Konsequenz. Ja, sagte die Prinzessin leichthin, sie sei eine russische Emigrantin. Doch zum Glück habe sie ihr Vermögen gerettet. In Form von Juwelen. Der Erlös, in Wertpapieren angelegt, sei deshalb nicht aufgebraucht, sondern vermehrt worden. Andere hätten weniger Glück gehabt.

Ein argentinischer Tango erklang. Lesly Welcome tanzte mit Roxane. Sie war sehr schön. Aber auf ihrem Gesicht stand doch das abenteuerliche Leben. Welcome wünschte sie sich für eine Nacht. Für diese Nacht. Nicht länger. Nicht eine Stunde länger. Die Prinzessin begleitete den Amerikaner auf sein Zimmer, tat berückt, hingerissen und beobachtete doch nur, innerlich eiskalt, jede seiner Bewegungen, als er sich entkleidete. Spähte dabei umher, mit routiniertem Blick Möbel, Gegenstände und Koffer des Zimmers überfliegend. Dann erfüllte sie ihre Pflicht gegen die „Gruppe D“.

Nebt lagen sie beieinander, nackt, tranken vom Wein, der bereits ein wenig schal schmeckte. „Nicht noch“, sagte Lesly Welcome, weich gestimmt. Roxane nickte mit traurigen Augen. Dann bot sie dem Manne eine ihrer kleinen opiumgetränkten Zigaretten. Wer nicht an sie gewöhnt war, wurde danach schnell müde. Sälfest und träumte schwer.

Roxane wartete, bis sie Welcomes Atemzüge tief, ruhig hörte. Ein kühler Schein der Morgendämmerung drang schon ins Zimmer. Sekunden lag die Prinzessin noch an der Seite des fremden, gleichgültigen Menschen. Niemals hatte sie an Ajins Seite gelegen. Wer war sein Mörder?

Nun war es verwunden. Sie kleidete sich an, durchsuchte das Zimmer, Schränke, Koffer, Schreibtischfächer. Im Schrank ein kleines Sandköffchen: glänzend schwarzes Lackleder. Doch verschlossen. Roxane hält es in der Hand, betrachtet es von allen Seiten. Da — am Griff, in lederner Umbüllung eine weiße Karte, winzig, unauffällig. Eine Karte, wie man sie auf Reisen benutzt, um Abender und Adresse darauf zu schreiben. Kein Name, kein Ziel. Nur: M. F. 305. Nichts als das. Es genügt.

Doug muß nicht bis zum Freitag warten. Noch im Morgenrotanen verläßt die Prinzessin Roxane das „Klub“ — der Portier wundert sich nicht, das verlernt man in seinem Beruf — läuft ein paar Straken kreuz und quer, winkt einem Taxi: „Notre Dame“. Doch sie geht nicht in die Kirche zur Frühmesse, diese vielgewandte Abenteuerin, sie überquert die Seine-Brücke, etne schmale, lichtlose Gasse. „Rue Square“. Und da ist auch das Hotel. Ein kleines Hotel. Für Studenten und Midinetten.

Sie ist sehr erschöpft. „Da“, sagt Roxane und holt aus der Amentasche des zweiten Capes das glänzend-schwarze Köffchen. Doug nimmt es schweigend. Schlösser, auch wenn sie noch so kunstvoll beschaffen sind, bilden kein unüberwindliches Hindernis. Auf so etwas vorbereitet sein, gehört zum Handwerk. Die Manipulation dauert nur wenige Minuten. Dann ist das Köffchen geöffnet. Da liegt ein Aktienbeleg, trägt die Aufschrift „M. F. 305.“ — Viktoria!

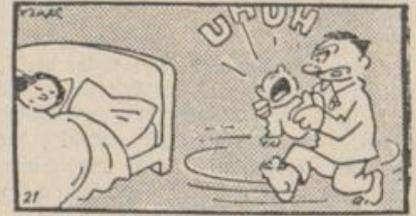
Zwei Minuten später sitzen sie sich gegenüber. Still und stumm. „Goddam“, sagt Mr. Archibald Douglas. Vor der Prinzessin geniert er sich nicht. Die Prinzessin ist bleich. Dies hier — nach dem Sowjetkommissär ihre größte Ent-

täufung. Noch einmal schlägt sie den Aktien-  
 bedel zurück. Er enthält nichts als eine nette  
 kleine Pariser Zeitschrift. Eine sehr zweideutige  
 kleine Zeitschrift. Mit Bildern von nackten  
 Mädchen, die zierliche Brüste in die Luft  
 strecken und zu allen ermutigen. Amerikaner  
 kaufen solche Zeitschriften sehr gern, wenn sie  
 in Paris sind.

„Entwisch“, sagte Doug endlich miß-  
 mutig. „Der Vertrag ist längst drüben. Nun  
 sind wir doch zu spät gekommen. Unser Alter

wird fluchen.“ „Ja“, antwortete die Prinzessin,  
 zog fröhlich ihre Schultern zusammen. Sie  
 plötzlich sehr alt aus, sehr müde. Der Spiegel  
 zeigte ihr ein erschreckend blaßes, übernächtig-  
 ges Gesicht. „Wird Zeit, daß ich mich aus dem  
 Geschäft zurückziehe. Hab' kein Glück mehr.“  
 Sie zwang sich zu einem Lächeln. Es fiel  
 melancholisch und armselig aus. „Gib mir eine  
 Zigarette, Doug. Ist ja nun doch alles egal.  
 Kann ich mich eine Stunde bei dir schlafen  
 legen?“ — „Bitte“, sagte Doug.

### Der Hypnotiseur auf der Bühne — und daheim



— hinrichten lassen konnte. In Milet, wohin er  
 später seine spartanische Diktatur exportierte,  
 waren es achthundert an der Zahl. Allerdings  
 kamen auch die Aristokraten bei Lyfander nicht  
 ganz auf ihre Rechnung. Die Volksvertre-  
 tungen wurden zwar aufgelöst, doch bei der  
 Auswahl seiner Statthalter sah er nicht auf die  
 adelige Herkunft, sondern nur auf hündischen  
 Gehorsam, um sich vor Ueberraschungen zu  
 schützen. So sorgten denn überall Lyfanders  
 Kreaturen für seine Verherrlichung; es fanden  
 sich damals griechische Städte, die diesem  
 Abenteuerer wie einem Gotte Hymnen sangen  
 und Opfer darbrachten.

Das treffendste und blutigste Beispiel dik-  
 tatorischer Schrankenlosigkeit und Willkür bietet  
 die römische Geschichte in Lucius Cornelius  
 Sulla, der den Volksmann Marius stürzte  
 und eines der furchtbarsten Gemetzel anrichtete,  
 das je in einem Bürgerkriege ein Volk dezimier-  
 te. Sullas Spezialität waren die Proskriptions-  
 listen. Er begnügte sich nicht mit irdischen  
 Konzentrationslagern, sondern glaubte sich erst  
 sicher, wenn er seine Gegner tot wußte. Den  
 Kreis seiner Gegner aber spannte er sehr weit.  
 Wer in der letzten Zeit für die Demokratie tä-  
 tig gewesen war, wurde als Feind des Vater-  
 landes für vogelfrei erklärt. Solche Vogelfrei-  
 durfte jeder nicht nur straffrei töten, sondern  
 der Mörder erhielt auch noch für jede Bluttat  
 eine Belohnung von (in heutigem Gelde) etwa  
 160.000 Kronen. Wer einen Vogelfreien zu  
 schützen versuchte, wurde selbst vogelfrei, nicht  
 einmal die Utter durfte ihren Sohn ver-  
 bergen! Das Vermögen der Geächteten und  
 ihrer Verwandten fiel dem Staate, Kinder  
 und Enkel von Vogelfreien wurden von jeder  
 politischen Tätigkeit ausgeschlossen. Das schred-  
 lichste an diesem Schreckensregiment war, daß  
 keiner wußte, wer eigentlich geächtet war, da  
 immer neue Listen herauskamen; trotzdem bald  
 4700 Namen auf ihnen standen, konnte sich  
 Sulla zu einer Schließung der Listen nicht ent-  
 schließen. Er meinte ähnlich, er wisse noch nicht,  
 wer am Leben bleiben würde. Selbstverständ-

## Aus der Geschichte der Diktaturen

### Wie Pisistrates, Lyfander und Sulla zur Macht kamen

Nicht wenige Staaten sind im letzten  
 Jahrzehnt in die Gewalt von Diktatoren ge-  
 fallen; nur dort, wo die politische Reife am  
 größten ist, gelang es bisher, die Demokratie  
 und damit die schwer errungene politische Frei-  
 heit, diese wichtigste Voraussetzung wirtschaft-  
 licher Befreiung, zu erhalten.

Den fortschrittlichen Menschen des 20.  
 Jahrhunderts mutet diese an vielen Stellen  
 rückläufige Bewegung überraschend an, die Vor-  
 stellung, daß Völker auf Freiheitsrechte ver-  
 zichten oder sie durch Leichtgläubigkeit einbüßen,  
 läßt sich schwer mit dem Gedanken vereinigen,  
 daß Generationen von Menschen nötig waren,  
 um diese Errungenschaften dem Absolutismus  
 auf Gott sich berufender Monarchen abzutropfen  
 — und nun sollen wenige Jahre an politischer  
 Freiheit vernichten, was ein Jahrhundert auf-  
 gebaut?

Doch wenn wir den Blick über die Zeiten-  
 wende der Französischen Revolution hinweg in  
 die unendliche Weite geschichtlichen Geschehens  
 schweifen lassen, finden wir zahlreiche Beispiele  
 für das Sterben von Demokratien und den  
 Triumph von Diktatoren, und wenn auch keine  
 dieser Demokratien auf so breiter Grundlage  
 ruhte, wie es in der Gegenwart notwendig ist,  
 um Demokratie zu sein, ist ein Studium der  
 Mittel, die zu ihrem Sturz angewandt wurden,  
 sehr aufschlußreich.

Das entwickelteste staatliche Leben aller  
 Zeiten hatten die antiken griechischen Stadt-  
 staaten, und so ist es kein Zufall, daß so viele  
 unserer politischen Sachausdrücke, wie Kri-  
 stokratie, Demokratie, Tyrannis, Monarchie usw.,  
 hier ihren Ursprung haben. Bei den griechi-  
 schen Schriftstellern, wie Herodot, Plutarch und  
 anderen, finden wir nun auch Darstellungen,  
 wie da und dort Demokraten überrumpelt und  
 von herrschsüchtigen Despoten bergewaltigt  
 wurden, und nimmt man zur Ergänzung noch  
 die römische Geschichtsschreibung zur Hand,  
 hat man eine fertige Gebrauchsanweisung zur  
 Bekämpfung der Demokratie, aber auch zu ihrer  
 — Rettung.

Da ist Solon, der größte Gesetzgeber des  
 griechischen Altertums, der Ruhm seiner Weis-  
 heit hat die Jahrtausende überdauert. Er wurde  
 von einem Pisistrates gestürzt! Als Pisi-  
 strates an die Macht gelangen wollte, verwun-  
 dete er sich und seine Maulesel und fuhr, wie  
 auf der Flucht vor seinen Feinden, auf den  
 Marktplatz von Athen, wo die Volksversam-  
 lungen stattzufinden pflegten. Dort hat er das  
 Volk um eine Wache, die ihn gegen ähnliche  
 Gewalttätigkeiten schützen könnte, denn er sei  
 nur wegen seines Eifers für das allgemeine  
 Wohl hinterlistig überfallen worden. Solon  
 warnte; er wies dem Heuchler nach, daß er sich  
 selbst verstimmt habe, um seine Mitbürger  
 zu betrügen, doch der Weise drang nicht durch,  
 das Volk gewährte dem Verführer, der sich zum

Führer aufwarf, eine unbefchränkte Zahl von  
 Keulenträgern als Leibwache, und mit dieser  
 Prätorianergarde stürzte Pisistrates die athe-  
 nische Demokratie, für deren Leichenstein Solon  
 die berühmten Verszeilen an die Adresse des  
 Volkes von Athen dichtete:

Auf die Zunge nur seht ihr und auf die  
 Worte des Schmeichlers,

Aber auf all sein Tun richtet die Augen  
 ihr nicht.

Jeder von euch geht einzeln einher auf den  
 Pfaden des Fuchses,

Aber ihr alle vereint, seid doch ein törichtes  
 Volk!

Wenn ihr Sartes erduldet, ob eurer eigenen  
 Torheit,

O, so messt die Schuld zornigen Göttern  
 nicht bei!

Ihr selbst gabet die Macht, gabt selbst den  
 Tyrannen die Schutzwehr;

Schimpfliche Knechtschaft ward euch zum  
 Lohne dafür!

Die Versuche der Athener, die Tyrannis  
 zu stürzen, hatten lange keinen endgültigen Er-  
 folg. Pisistrates sicherte sich durch Konzentra-  
 tionslager, in der er, fern der Stadt, auf der  
 Insel Naxos, die Söhne der führenden Demo-  
 kraten verbannte, was ihm wirksamer schien,  
 als wenn er diese selbst in Haft genommen hätte.  
 Doch schließlich ging die Sonne der Demokratie  
 wieder über Athen auf, und einer Generation  
 der Knechtschaft voll Blut und Wunden folgte  
 durch 40 Jahre die höchste Herrlichkeit griechi-  
 scher Kultur mit Perikles an der Spitze . . .

Oder da war der spartanische Lyfander,  
 der sich nicht darauf beschränkte, in seiner Stadt  
 Gewaltherrscher zu sein, sondern mit großem  
 Erfolg den gesamten griechischen Kulturkreis  
 unter die Peitsche der Tyrannie zu bringen  
 suchte, bis er bei einem dieser Versuche von den  
 empörten Thebanern unter den Mauern ihrer  
 Stadt erschlagen wurde. Lyfander ging einen  
 anderen Weg als Pisistrates, um das Volk in  
 seine Gewalt zu bekommen; er biederte sich bei  
 mächtigen Aristokraten an, war so geschmeidig  
 wie ehrfürchtig, unterwarf sich ihrem drückenden  
 Stolz, war stets bereit, an ihren Unehrlichkeiten  
 und Verdrechen teilzunehmen, spiegelte ihnen  
 Macht durch Sturz der Demokratie vor und ge-  
 wann so in diesen Kreisen einen immer größe-  
 ren Anhang. Daß ihn das Volk für einen ab-  
 gefeimten Spitzbuben hielt, störte ihn auf diesem  
 Wege nicht. Er hielt, was heute sehr modern  
 ist, für recht, was ihm nützte. Er zog nach Ve-  
 darf — ein beliebtes Wort war ihm: Kinder  
 müsse man mit Würfeln, Männer aber mit  
 Eidschwüren betrügen — und wiegte die Führer  
 der Demokratie so lange in Sicherheit, bis er sie

Nach wurde das Grab des Marius, der einst Rom vor den Cimbern und Teutonen gerettet hatte, aufgerissen und die Asche des Volksmannes in alle Winde verstreut, wurden die Erinnerungsmäler des großen Demokraten gestürzt. Die Lanze des Söldners herrschte über dem in Angst schweigenden Lande, denn Sulla schickte sich auf die — Arme. Nie war eine Macht unbegrenzt gewesen! Und doch, zehn Jahre nach Sulla's Tode, den ein Blutturz dem Bericht der Nachfolger entzog, brach die ganze diktatorische Herrlichkeit zusammen, wie ein Wolkenkrater, der auf Sand gebaut worden ist . . .

## Wissen Sie schon?

Daß in Siam Niesenwasserwanzen, etwa fünf Zentimeter lang, als Vederbissen gelten und auf dem Marke zu 40 Rappen das Stück verkauft werden?

Daß der Skandinavier „Dag elskar dig!“, der Chinese „Ho ngai ni!“, der Armenier „Ge firin es hegl“, der Araber knus und bländig „Nehabeed!“, der Ägypter „N' adfeh!“, der Kärnte „Siffi ewejorum!“ und der Hindu „Main imsko bijar Maru!“ sagt, wenn er seiner Erfahrenen seine Liebe erklärt?

Daß in der tschechischen Gemeinde Bratnoh bei Pilsen ein fünf Meter hohes Denkmal „zur Erinnerung an die Weltkrise“ errichtet worden ist?

Daß es einem amerikanischen Farmer in Nevada gelungen ist, Kartoffeln zu züchten, die pro Stück ein Gewicht von 4 bis 5 Pfund aufweisen?

Daß die fünf kleinsten Länder Europas Biechtenstein, Monaco, Luxemburg, San Marino und Andorra sind, und daß keines dieser Länder mehr als 300.000 Einwohner, Andorra sogar nur 6000 Einwohner hat?

Daß ein brasilianischer Chemiker neuerdings ein Verfahren entdeckt hat, wonach man Deutgas aus Kaffee herstellen kann?

Daß es zur Zeit in ganz Europa rund eine Million politischer Flüchtlinge gibt?

## Heiteres

Mutter (die Treppe hinaufgehend): „Be-  
ste dich, Peter! Wir werden sonst zu spät  
kommen. Hast du deine Schuhe schon an?“ —  
Peter: „Ja, Mutti, alle bis auf einen.“

„So eine Motte führt doch ein jammer-  
volles Leben!“ — „Wieso denn?“ — „Das ist  
doch ganz klar — den ganzen Sommer ver-  
beugt sie im Pelzmantel und den Winter im  
Badeanzug.“

„Wenn ich mit meinen Freunden und Be-  
kannten beisammen bin, dreht sich immer alles  
um mich.“ — „Ja, du wirst wohl immer mehr  
bekannt, als du vertragen kannst.“

Busse betrinkt sich. Im Zoo. Busse wankt  
heln. Vor dem Krokodilbleib bleibt er er-  
starrt stehen. Reißt sich die Augen. Starrt  
das Krokodil an. „Jess!“ schreit er dann.  
„Wie, wie kommst du in den Käfig?“

Chefrau: „In der Modenzeitung habe ich  
einen Schnitt gefunden, der so ist, daß mich das  
Kleid genau die Hälfte von dem kostet, was  
wir veranschlagt hatten.“ — Gatte: „Um so  
besser, dann sparen wir ja Geld dabei!“ —  
Chefrau: „Ja, mein Schatz. Und darum habe ich  
die Gelegenheit benützt, mir gleich zwei Klei-  
der zu bestellen.“

In der Geographieunde sagt ein Pro-  
fessor: „Man konnte früher nicht durch den  
Böhmerwald reisen, ohne mehrere Male über-  
fallen und totgeschlagen zu werden.“

Richter: „Sie sind angeklagt, eine gol-  
dene Uhr gestohlen zu haben.“ — Angeklagter:  
„Ich bin unschuldig, Herr Rat, erstens habe ich  
überhaupt nicht gestohlen, und zweitens war  
die Uhr gar nicht aus Gold, sondern aus  
Silber.“

„Was hast du denn bloß?“ — „Immer  
diese schreckliche Berstreuung! Ich habe einen  
anonymen Brief geschrieben, und erst jetzt fällt  
mir ein, daß ich ihn unterzeichnet habe.“

Zoologie. Barbara sieht zum ersten Male  
einen ganz jungen Langhaardadel, betrachtet  
ihn sinnend und fragt endlich: „Wird aus der  
fomischen Raupe da später ein Schmetterling?“

Unter Zweif. „Wie kommt es nur, daß  
Sie, obgleich Ihr Gatte so geizig ist, immer  
Geld zur Verfügung haben?“ — „Ich sage  
ihm manchmal, ich will zurück zu meiner Mut-  
ter reisen, und dann gibt er mir jedesmal das  
Fahrtgeld.“

Der Vater. „Wenn man bedenkt, daß mein  
Sohn Reichsangler hätte werden können — es  
ist doch eigentlich zu bedauern!“ — „Was kam  
denn dazwischen?“ — „Er heiratete, und seine  
Frau wollte nicht, daß er sich der Politik zu-  
wandte.“

Trübe Aussicht. „Für Sie möchte ich ster-  
ben, gnädige Frau!“ — „Das können Sie  
haben — mein Mann kommt gleich nach  
Haus!“

In der Mädchenschule. „Edith, was weißt  
du vom Koffelchen?“ — „Nur Gutes.“

Zwingende Logik. „Welches ist nach Ihrer  
Meinung die Hauptursache der vielen Eheschei-  
dungen?“ — „Die vielen Heiraten!“

Im Warenhaus. Bommel, dessen Kühe  
etwas recht groß geraten sind, will sich ein  
Paar Schuhe kaufen: „Nummer 52, bitte“,  
flüstert er verschämt. — „Haben wir leider  
nicht am Lager, aber vielleicht versucht es der  
Herr mal in der Abteilung für Badelboote.“

Der Großstädter auf dem Lande. „Wie  
als ist diese Kuh?“ — „Zwei Jahre!“ —  
„Woran sehen Sie denn das?“ — „An den  
Hörnern!“ — „Ach ja natürlich — zwei Hör-  
ner!“

Gewissenhaft. Richter: „Für einen Mann  
in Ihrer Stellung sind Sie ja außerordentlich  
intelligent, Herr Beuge!“ — Zeuge: „Wenn ich  
nicht unter Eid stände, würde ich Ihnen gern  
das Kompliment zurückgeben, Herr Richter!“

Mit Ausnahmen. „Nun, gefällt dir denn  
wirklich das Landleben so gut?“ — „Aber ja,  
ausgezeichnet!“ — „Und was machst du an den  
Abenden?“ — „Da fahre ich in die Stadt.“

## Jeder Parteigenosse liest das Parteiblatt!

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22,  
Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 248.  
Von M. Riedl, Niemas.  
(„Volk und Zeit“ 1936.)

Schwarz: Ke5, Sc7, g3, Ba5, d6, e2, f6, h4, h5. (9)



Weiß: Ke1, Dc8, Tc4, Lf7, Sc3, Ba4, h3. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach  
Erscheinen der Aufgabe an den Letter dieser  
Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 245: Kh4—g3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Ge-  
nossen ein: Bouteil Wilhelm, Arnsdorf b. Tet-  
schen; Dinnebler Emil, Tetschen; Schöffel An-  
ton, Schöbritz; Hahl Erwin, Nesteritz; Tesaf  
Franz, Suche; Tepper Franz, Karlsbad; Hyna  
Franz und Hyna Josef, Hostomitz; Ulbert Ru-  
dolf, Proseditz; Walter Ludwig u. Robek Franz,  
Kwitkau; Trlitich Gustav, Wisterschan; Havel  
Franz, Hertina.

### PARTIE 86.

Königsläufergambit.

Die unsterbliche Partie.

Gespielt 1851 in London.

Weiß: Andersen. Schwarz: Kieseritski.

1. e2—e4 e7—e5

2. f2—f4 e5×f4

3. Lf1—c4 Dd8—h4+

4. Ke1—f1 In diesem Gambit eine  
typische Stellung. Weiß hat die Rochade einge-  
büßt, aber auf f1 steht sein König sicher.

4. . . . b7—b5

Ein Gegengambit, um den Damenläufer mit  
Tempogewinn auf das gültige Feld b7 zu brin-  
gen.

5. Lc4×b5 Sg3—f6

Merkwürdig, zur Vorbereitung von Sf6 war b5  
überflüssig.

6. Sg1—f3 Dh4—h6

Besser Dh5. Man beachte die Diagonale des  
weißen Damenläufers.

7. d2—d3 Sf6—h5

Dadurch wird Dh6 verständlich. Jetzt droht  
Sg3+ mit Qualitätsgewinn. Ein heutiger Meister  
im Anfangsstadium der Partie würde mit solchen  
minimalen Drohungen nicht operieren, aber sie  
atmen den Geist der damaligen Zeit.

8. Sf3—h4 Dh6—g5

9. Sb4—f5 c7—c6

10. g2—g4! Sh5—f6

11. Th1—g1! Fast sämtliche schwar-  
zen Figuren sind unentwickelt und die Dame in  
Gefahr, da ist ein Figurenopfer leicht verständ-  
lich.

11. . . . cf×b5

12. h3—h4 Dg5—g6

13. h4—h5 Dg6—g5

14. Dd1—f3 Sf6—g3

Jetzt ist nur noch die Dame im Spiel und  
dabei arg im Gedränge.

15. Lc1×f4 Dg5—f6

16. Sb1—c3 Lf8—c5?

Ein Angriffszug auf Tg1, aber schlecht; denn  
17. d4! nebst Sd5 wären sofort überwältigend ge-  
wesen.

17. Sc3—d5? Df6×b2

18. Lf4—d6! Db2×a1+

19. Kf1—e2 Lc5×g1?

Dies verliert, wie der prächtige Schluß zeigt.  
Nach Dd2! hätte Weiß noch erhebliche Schwierig-  
keiten überwinden müssen.

20. e4—e5! Feld g7 ist jetzt schwach,

20. . . . Sb8—a6

21. Sf5×g7+ Ke8—d8

22. Df3—f6+! Sg3×f5

23. Ld6—e7+ matt.

Heute ist die Partie veraltet, aber für die  
damalige Zeit war sie eine echte Partie.